

Wie die Geschichte beginnt

*Im Namen Gottes,
des Gnadespendenden*

Einst lebte unter den Beduinen Arabiens ein mächtiger Herr, ein Seiyed, der als Stammesfürst über die Banu Amer gebot. Kein Land blühte so wie das seine. Bis zu den fernsten Horizonten trug der Zephir¹ den Duft seines Ruhmes. Ein Sultan der Araber war er durch Erfolg und Verdienst und dem Krösus der Perser kam er an Reichtümern gleich.

Auch hatte er für die Armen ein gütiges Herz und seine Hand war stets offen für sie. Er war dem Fremdling ein Gastgeber voll Großmut, und was auch immer er unternahm, das gelang ihm, als gehöre zu ihm das Glück wie der Kern in die Frucht. So jedenfalls schien es!

Doch war er unter den Menschen auch angesehen wie ein Kalif - vor sich selbst glich er vielmehr einer Kerze, die ohne Lichtschein allmählich verbrennt. Das Gemüt dieses Großen verzehrte ein heimliches Leid. Denn ihm, der sonst alles besaß, fehlte eines: ein Sohn.

Kinderlos war er geblieben, und was galten ihm sein Ruhm, seine Macht und sein Reichtum, wenn sie seinen Händen doch dereinst entglitten und kein Erbe da war, sie von ihm zu empfangen? Sollte die Ähre verwelken, der Ast verdorren? Wenn die Zypresse einst fiel - wo sollte der Fasan ihres Glückes dann nisten? In wessen Schatten fand er dann Zuflucht? Ist doch nur der wirklich lebendig, der in der Erinnerung eines Sohnes seinen eigenen Tod überdauert!

So dachte dieser edle Mann; und je älter er wurde, umso heftiger brannte in ihm sein Wunsch. Aber vergeblich waren lange

Zeit seine Gelübde, umsonst seine Almosen und Gebete: Der Vollmond, den er suchte, ging an seinem Himmel nicht auf; und der Jasminsamensamen, den er streute, wollte nicht sprießen.

Dennoch fand sich der Seiyed mit seinem Schicksal nicht ab. Um des einen willen, was ihm versagt blieb, achtete er alles gering, was ihm der Himmel sonst gewährt hatte. Aber so sind wir Menschen beschaffen! Bedenken wir denn, dass unsere Begehren oft zu unserem Heil unerfüllt bleiben? Wir glauben zu wissen, was uns nottut, und sind doch blind für das Künftige. Das Fadenende des Geschicks liegt im Unsichtbaren; und was dich heute ein Schloss dünkt, das dich aussperrt von deinem Ziel, wirst du morgen als Schlüssel erkennen ...

Aber inzwischen mag so manches geschehen. Unser Held wollte dieses eine Juwel, das er noch nicht besaß, so wie die Muschel ihre Perle will, und so lange flehte und bat er, bis ihm endlich Gott seinen Wunsch erfüllte.

Es wurde ihm ein Knabe geschenkt, der aussah wie das Lachen eines Granatapfels, wie eine Rose, die erblüht über Nacht, wie ein Edelstein, der die Dunkelheit des Erdentags in lauterer Licht verwandelt. Weit ließ der Vater aus Freude über diesen Anblick die Tür der Schatzkammer öffnen. Jedermann gab er von seinem Glück einen Anteil und das Ereignis wurde gefeiert mit Jubel und Segenswünschen.

Dann vertraute man das Kind einer Amme an, damit es in ihrer Obhut heranwachse und erstarke. Und das Knäblein gedieh auch. Und jeder Schluck Milch, den es trank, wurde in seinem Innern zu einem Schriftzeichen der Treue. Jeder Bissen, den es aß, gab seinem Herzen ein Stück Zärtlichkeit. Jeder Indigostrich, den man zum Schutz vor dem Bösen Blick auf sein Gesicht zeichnete, verzauberte schon jetzt seine eigene Seele.

Aber noch war dieses Geheimnis allen Augen verborgen.

Schon zwei Wochen nach seiner Geburt glückte das Kind einem vierzehntägigen Mond und nun gaben ihm seine Eltern den Namen Qeis. Wieder verging ein Jahr und immer vollkommener wurde die Schönheit des Knaben. Wie ein Lichtschein das Wasser, so durchstrahlte das Juwel der Liebe die Hülle seines Körpers.

So wuchs er heran, Jahr um Jahr, unter Spiel und Scherz – eine behütete Blume im heiteren Garten der Kindheit. Auf den Tulpenwangen des Siebenjährigen sprossete der Veilchenschimmer des ersten Bartflaums; und als er sein erstes Jahrzehnt vollendet hatte, erzählten die Menschen von seiner Schönheit wie in einem Märchen. Wer immer ihn sah – und sei es auch nur von Weitem –, der bat den Himmel um Segen für ihn.

Qeis und Leila begegnen einander

Nun schickte der Vater den Knaben zur Schule. Er vertraute ihn einem gelehrten Manne an, zu dem die vornehmen Araber in jener Gegend ihre Kinder brachten, damit er sie in dem unterrichte, was zu wissen in dieser Welt von Nutzen ist. Statt nur zu spielen, sollten sie nun streben mit Eifer; und ein wenig Furcht vor dem gestrengen Meister mochte nichts schaden dabei.

Bald war Qeis unter diesen Schülern einer der besten. Er lernte mit Leichtigkeit die Kunst des Lesens und Schreibens, und wenn er sprach, war es, als verstreue seine Zunge rundherum Perlen. Es war eine Freude, ihm zuzuhören. Doch dann geschah, was niemand erwarten konnte. Hören wir!

Unter den Schülern jenes Lehrers befanden sich immer auch einige Mädchen. Auch sie gehörten, wie die Knaben, zu den edlen Sippen verschiedener Stämme.

Nun war eines Tages zu dieser Schar eine kleine Schöne gestoßen - ein Juwel, wie es seinesgleichen nur selten gibt! Sie war gewachsen wie eine schlanke Zypresse. Eine Gazellenäugige war es, die hätte jederzeit mit einem einzigen Blick aus dem Hinterhalt tausend Gemüter durchbohren, ja, mit einem Wimpernzucken eine ganze Welt töten können.

Sie war anzuschauen wie ein arabischer Mond und war doch ein persischer Page an Herzräuberei. Unter dem Schattendunkel ihres Haares war ihr Gesichtchen die Lampe oder war auch eine Fackel, umflattert von Rabengefieder; und wer hätte gedacht, dass eine solche Fülle von Süße aus einem so kleinen Mund strömen könnte? Kann man mit Zucker denn Heere zerbrechen? Sie hatte Schminke wahrhaftig nicht nötig; denn schon die Milch, die sie getrunken hatte, war auf Wangen und Lippen zu Rosenfarbe geworden, und mit Augensalbe und Schönheitsmal hatte ihre Mutter sie zur Welt gebracht.

Der Name dieses Wunders der Schöpfung war Leila. Heißt *leil* auf Arabisch nicht „Nacht“? Und nachtschwarz war die Farbe ihrer Locken.

Wessen Herz hätte beim Anblick dieses Mädchens nicht Sehnsucht gefühlt? Aber der junge Qeis fühlte mehr! Er war ertrunken im Liebesmeer, noch eh er wusste, dass es Liebe gibt. Er hatte sein Herz schon an Leila verschenkt, ehe er noch bedenken konnte, was er da weggab.

Und Leila? Nun, ihr erging es wie ihm. Gleichzeitig in beiden wurde dieses Feuer entzündet - und jedes war des anderen Widerschein. Was hätten sie tun können dagegen? Ein Schenk war gekommen und er hat bis zum Rande ihre Becher gefüllt. So haben sie denn getrunken, was eingeschenkt war. Sie sind Kinder gewesen und sie haben den Trunk nicht gekannt. Was Wunder: Er hatte sie berauscht und schwer ist der Rausch vom ersten Wein! Schwer stürzt, wer zuvor nie gestürzt ist!



Sie hatten gemeinsam vom Duft einer Blume gekostet. Ihr Name war fremd, doch ihr Zauber so groß ... und noch hatte es niemand gesehen.

So tranken sie weiter vom Wein und vom Duft, tranken bei Tage und träumten davon in der Nacht; und je mehr sie tranken, und je tiefer sie ineinander versanken, umso blinder wurden ihre Augen und umso tauber ihre Ohren für die Schule